

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 143.

Berlin, Dienstag den 30. November

1847.

Frankreich.

Französische Corruption und deutsche Gemüthlichkeit.

Aus einem Romane von Balzac.

Die Zeitungen, die europäischen Rundschafter, die sich einander jede Begebenheit nachzählen und sie im kleinsten Winkel der Erde verbreiten, haben in neuester Zeit schwere Anklagen gegen den sittlichen Zustand von Frankreich aus Tageslicht gebracht. Noch ehe diese Thatfachen sich herausstellten, hatten französische Romane ein grausiges Spiegelbild ihrer Zeit geliefert, dessen Wahrheit erst jetzt recht einleuchtend geworden, seit man eingesehen muß, daß der Mord einer tugendhaften Gattin, wie er in Wirklichkeit vorgekommen, den Schriftsteller gleichsam rechtfertigt, der einem Vater Waffen in die Hand giebt, um seinen verberberischen Sohn zu strafen, wie Eugen Sue bekanntlich in seinen „Memoiren eines Kammerdieners“ gethan. Freilich sollte die Kunst sich nicht herabwürdigen, die Verirrungen der Natur zu schildern; die Unnatur ist kein Gegenstand der Kunst. Die Werke von Eugen Sue können deshalb auf ihren Stempel keinen Anspruch machen, aber wohl auf eine gerechtere Beurtheilung, als ihnen in letzter Zeit zu Theil geworden. Als Sitten- und Charakter schilderungen behalten sie immer ihren Werth. Sue lehrt allerdings das Laster kennen, aber nicht lieben, man kann ihm wenigstens in seinem letzten Romane nicht vorwerfen, daß er es reizend schildert, sondern immer abscheuerregend, selbst da, wo die französische Triviolität sich unleugbar geltend macht: in der heimlichen Leidenschaft des Dieners für seine Gebieterin. Daß aber dennoch Gefahr in dieser Lektüre liegt, wer wollte es leugnen! je schärfer das Messer, je weniger eignet es sich zum Spielwerk der Unmündigen; selbst die abschreckendste Schilderung der Sünde vermag in ein unerfahrenes, aber zum Bösen reifes Gemüth Zündstoff und in den Sinn der Unschuld Schatten zu werfen. Eben so gefährlich kann auch der falsche Nimbus wirken, den der Autor einigen seiner Bösewichte ertheilt; in früherer Zeit wäre nur ein unschädlicher und komischer Rinaldo-Rinaldini-Enthusiasmus in den ungebildeten Klassen dadurch vielleicht hervorgerufen, jetzt aber sind verkehrte Begriffe ein gefährliches Ferment zu den Gährungen, welche in den unteren Schichten der Gesellschaft immer mehr bemerkbar werden. Es ist deshalb zu bedauern, daß Eugen Sue, bei seinen grundsätzlichen Ansichten von Christenthum und Sittengesetz, durch die allgemeine Lesewuth zum Volkschriftsteller gemacht wird, und daß die Kritik unserer Tage so vornehm ist, jeden Liebling der Menge von ihrem Forum auszuschließen oder vielmehr kurzweg zu verdammen, anstatt ihn wo möglich zu belehren und zu bessern, oder wenigstens das Urtheil über ihn zu berichtigen. Ein Darstellungstalent, wie es Eugen Sue besitzt, wird sich immer siegreich in der Unterhaltungs-Literatur zu behaupten wissen und hat ein Recht auf die Beachtung der Kritik. Diese apologetische Abschweifung soll direkt zu dem Gegenstande dieses Aufsatzes zurückführen, nämlich zu Balzac, dem eigentlichen Begründer des neufranzösischen Sittenromans, den Sue nur weiter und erfolgreicher ausgesponnen und wodurch er seinen Vorgänger in den Hintergrund gedrängt hat.

Balzac gab in seinem „Père Goriot“ den ersten schauerlichen Grundton an zu diesen traurigen Variationen menschlichen Glends und Verderbens, die nur zu grell und wahr klingen. Die Romane von Balzac haben mehr künstlerischen Werth, als die von Sue, er zeichnet seine Charaktere mit mehr Fleiß und Studium, er läßt sich kein Haschen nach Effekt, keine Uebertreibung zu Schulden kommen und besitzt die Würze echten Humors, die am sichersten vor Schalheit, so wie vor Ueberschwänglichkeit bewahrt. Nichtsdestoweniger sind Balzac's Romane bei uns fast in Vergessenheit gerathen. Der Zweck dieses Aufsatzes: seine Verdienste anzuerkennen und ins Gedächtniß zurückzurufen, dürfte deshalb wohl gerechtfertigt erscheinen, besonders da eines der neuesten Erzeugnisse des Autors der deutschen Gemüthlichkeit ein so reichhaltiges Lob spendet und sie gleichsam als Veröhnung neben die französische Ueberkultur stellt.

Das Werkchen heißt „Betteur Pons, oder die armen Verwandten“ und ist eine erschreckende Beweisführung, wie Habsucht und Bosheitlichkeit, die Krebschäden der französischen Zustände, schon tief in das Geäder des Familienlebens gedrungen sind, wie überall Genußsucht und Eitelkeitszwecke die Triebfedern jeder Handlung sind und namentlich die erstere in den unteren Volksklassen überhand nimmt. Balzac reiht seine Beobachtungen an den Faden einer Erzählung, die Wort für Wort aus dem Leben gegriffen zu seyn scheint und die durch die feinste Pinselführung sich zu einem echten Genrebilde des Pariser Lebens in den dunkleren Regionen gestaltet. Die beiden Hauptfiguren sind mit

unverkennbarer Vorliebe bis in die kleinste Herzensfalte ausgeführt, der Betteur Pons, ein alter Franzose von Ehemals, und sein deutscher Freund Schmucke, mit dem Stereotypausdruck der in Frankreich so gedachten deutschen Eigenthümlichkeit, deren Konterfei im vorliegenden Falle mit wahrhaft herzzgewinnender Wärme gezeichnet ist und uns keinesweges Unehre macht, wenn auch das Gemüth auf Kosten des Verstandes hervorgehoben wird. Schmucke ist nämlich eine heilige Einfalt, ein argloses Spielzeug aller Betrüger und Heuchler, seine Gutmüthigkeit und die Innigkeit seiner Empfindung wird gewiß das Auge mancher Leserin mit Thränen füllen. Er ist alt und häßlich, so häßlich, daß er und der einzige Gegenstand seiner Zuneigung, der alte Pons, auf der Straße den Beinamen „die Ruffnacker“ bekommen haben. Seiner Profession nach ist er ein Musikus, der bescheiden sein Leben durch Klavierstunden fristet, aber Abends führt er, sich selbst unbewußt, die Schönheit und die Poesie, in Gestalt einer Beethoven'schen Sonate, über die Tasten in seine düstere Stube und beglückt dadurch und durch seine rührende Liebe seinen alten Pons. Dieser ist auch Musikus, er hat es aber bis zu einer Dirigentenstelle im Orchester eines Theater-Unternehmers gebracht und besitzt überhaupt mehr Geldmittel als sein Freund, den er zu sich ins Haus genommen, um ihm die Wohnungsmiethe zu ersparen. Der alte Pons ist indessen nicht minder originell; die Grundzüge des französischen Charakters von Ehemals: Feinheit des Geistes, Lebensklugheit, Freundlichkeit, Geselligkeitstrieb und eine Dosis Vergnügungssucht, sind treffend angedeutet; bei dem guten alten Pons beschränkt sich die letztere jedoch auf die Leidenschaft für ein ausgefuchtes Mittagessen. Ein solches zu erobern, wendet er alle erlaubten Mittel an und sucht sich zu diesem Zwecke besonders bei seinen Verwandten einzuschmeicheln, die sich eine Stellung in der Welt erworben haben und ein gastfreies Haus machen. Freilich ist der Verwandtschaftsgrad sehr entfernt mit allen diesen Familien, und sie sehen sämmtlich den armen alten Betteur mit scheelem Auge an, sie haben es sogar vor ihren Diensthöfen kein Hehl, wie sie sich seiner untergeordneten Stellung schämen und seine Armseligkeit verachten; der Betteur Pons muß die fetten Bissen ihres Mahles mit dem Bermuthskelch der Demüthigung genießen. Dennoch vermag er denselben nicht zu entsagen, seine feine Zunge siegt immer wieder über sein feines Gefühl; er kann sich nicht entschließen, anderweitig sein Gaumengelüste zu befriedigen, weil dies zu kostbar seyn und das large Budget überschreiten würde, welches er sich gestellt.

Er ist übrigens keinesweges so arm, wie seine Verwandten glauben, aber er braucht sein Geld zu anderen Zwecken, für die sie kein Verständniß haben, er ist ein Sammler. Seit langer Zeit verwandte er alle seine Mittel und seine Mußstunden auf die Jagd von Kunstfachen, unermüdet kämpfte er um die Wette mit trödlischen Spürhunden und war überglücklich, wenn er sie von der Fährte abgeleitet oder sie in Lug und Trug überlistet hatte. Der Sammelgeist hatte nach und nach ein vollständiges Museum in seiner bescheidenen Behausung geschaffen, das werthvoller ist, als manches mit zehnfachen Kosten begründete, weil Pons alt ist und schon mit Kennerblicken Kunstwerke aus der Dunkelheit hervorzog, als sich noch Niemand sonst in Paris mit denselben beschäftigte; Liebhaberei und Gewinnsucht haben jetzt diesen Zweig zu einem der lukrativsten gemacht. Der Betteur Pons besitzt also in seinem Kunstkabinet einen Schatz, vor dessen baarem Werthe seine vornehmen Verwandten Achtung haben würden, den er aber wie seinen Augapfel hütet und liebt. Seinetwegen ist er fremdes Gnadenbrod, seinetwegen trägt er noch seine Kleider von ehemals, einen Spenser über den Frack, was seine Keckheit mit einem Ruffnacker nur noch vermehrt.

Pons ist aber ein rechtlicher Charakter, er will seine Verbindlichkeit für die Mahlzeiten bei seinen Verwandten auf eine gute Art vergelten; er hört von seiner vornehmen Cousine, einer Präsidentin, daß sie sich einen der beliebten Rokokofächer wünscht, und er ruht nicht eher, bis es ihm gelingt, von einem noch unerfahrenen Trödler ein Meisterstück Watteau's einzutauschen. Ganz stolz und fröhlich eilt er zur Eßstunde in das Haus der Präsidentin, die mit ihrer Tochter unangenehm von der Meldung des unwillkommenen Gastes überrascht wird und die Jose laut ausschilt, weil sie verkümmert zu sagen, die Herrschaft sey nicht zu Haus. Pons legt unterdessen im Vorzimmer seinen übergezogenen Spenser ab und tritt mit mehr Sicherheit als gewöhnlich ein, indem er mit altfranzösischer Galanterie seine Gabe darbringt. Die Mienen der Empfängerin hellen sich auch wirklich auf; in der Freude darüber geht dem armen Pons das Herz auf, und er erzählt seinen Triumph über den Trödler, dem er mit so vieler Schlaueit für eine Kleinigkeit den köstlichen Fächer abgeschwaigt hat. Die vornehme Cousine fühlt jedoch gar keine Sympathie mit dem Kunstkenner